Neue Bekanntschaften

Von Hans Moenus.

Sie ist wirklich eine entzückende Dame. Hermine heißt sie, und wie üblich ging ihr Name im allgemeinen Vorstellungsgemurmel unter. Sie trug ein wunderbares braunschwarzes Kleid mit einem stark drahthaarigen schwarzweißen Ueberwurf. Im Kopf blitzten recht kluge Augen. Seltsam berührt war man nur von der Art, wie Wolfram Junghans, anscheinend ein intimer Bekannter von ihr, sie aus ihrer Villa herauskomplimentierte. Er trieb sie nämlich sanft mit einem Kehrbesen vor sich her, um sie uns vorzustellen. Hermine ärgerte sich entsetzlich darüber, stampfte mit dem linken Hinterbeinchen auf den Boden und rasselte mit ihrem schwarz-weißen Ueberwurf laut und vernehmlich. Es knatterte wie Schnell-Feuer von Miniatur-Gewehren. Hermine benahm sich stachelschweinisch und widerborstig — was ganz natürlich ist, denn sie ist auch eine echte „Hystrix" und Bewohnerin einer prachtvollen Maschendraht-Villa im Klein-Tierpark der Kultur-Abteilung der Ufa zu Neubabelsberg. Aber diese heftige Hermine war nicht die einzige und nicht die einzig interessante Bekanntschaft, die jener Tag brachte. Ali, der Javane, — ein Affe mit einem klugen Lausbuben-Gesicht, hockte auf einer Kiste, war furchtbar eifersüchtig auf zwei Zwerg-Italiener, Mann und Frau, mit schönen braunen Feder-Höschen, vor denen Ali eine abscheuliche Angst hatte. Er könnte ihnen aber die hingelegte Banane nicht, brachte sie an sich und verteidigte sie, die eigene Angst überwindend, tapfer mit bösen Fratzen und gelegentlichen Pfotenhieben gegen die kleinen Italiener.

Wolfram Junghans, der die Honneurs für die Ufa in dem kleinen Zoo machte, erklärte liebenswürdig und interessant alle sonstigen Lebewesen in seinem kleinen Reich. Da gibt es lebendgebärende Fische, das Weibchen bringt alle sechs Wochen zirka hundert lebende Fische zur Welt, doch besonders rassige kleine Fisch-Weibchen halten noch höhere Rekord-Zahlen. Sie sind mit einem Wort „furchtbar fruchtbar". Amüsant auch die Spiele in zwei entzückenden Maus-Kolonien, alle Einwohner der einen in beigefarbenen, der anderen in tiefsamtschwarzen Pelzchen. Beide Stämme sind in Nord-Amerika zu Hause.

Der Liebling aller aber ist Wolfi, der Samojede aus dem Land der Mongolen. Ein famoser Kerl mit einer hundemäßigen Geduld. Er läßt sich Mäuse in den Wuschelpelz setzen. Ali, der Javane, darf auf ihm reiten oder ihm auf dem Kopf hocken. Er spielt mit ihm, verträgt sich vorzüglich mit den Zwerg-Italienern und mit allem, was hier kreucht und fleucht. Der ruhige, besonnene, verträgliche Wolfi aber kommt aus Rand und Band, wenn er etwas von Hektor, dem Ostafrikaner — einem jungen Krokodil — hört, das auch hier haust. Steigt sein Herr auf die Galerie, wo es seinen Wasserbehälter hat, so wedelt und springt Wolfi hinterher, kommt dann stolz die Treppe herab und trägt Hektor sanft ins Maul geklemmt herbei, eine seltsame Tierfreundschaft.

Nur ungern trennt man sich von den Insassen und dem Herrn dieses kleinen Tierparks, in dem paradiesischer Friede herrscht zwischen Tieren und Menschen.

Auf dem Heimweg begleitete mich immer noch das Bild der zornig stampfenden Hermine und der Laut ihrer rasselnden Stacheln. Und ich erinnere mich an ein kleines Fräulein — doch sie hieß nicht Hermine — war viel schöner, konnte aber gerade so zornig aufstampfen — doch das gehört zu einer Geschichte von einem anderen Tiergarten.

Gewisse Narren

Wenn die Menschen von der Welt gehen, dann kommen immer die, die ganz genau wissen, was sie beseelte, was sie gedacht und gewollt. In unserer Gasse starb ein altes Fräulein: — es hatte den Gashahn aus Versehen offen gelassen. Und die Schwester, die am nächsten Morgen zu ihr zu Besuch kam, fand eine bereits Verstorbene. Achtunddfünfzig Jahre war sie alt geworden. Sie war immer so still gewesen und hatte immer so traurig vor sich hingeschaut, aber eigentlich ohne Grund, sagte man, die sagten es, die sich zusammenfanden, um ihr die letzte Ehre zu geben und die ganz behaglich bei Kaffee und Kuchen beisammensaßen. — Tanten und Freundinnen waren da. Ja, Tanten, zwei alte Frauchen, beide weit über siebzig.

Sie hatte doch eigentlich ein schönes Leben gehabt und achtunddünfzig Jahre, was will man mehr? Pekuniäre Sorgen? Nun in allerletzter Zeit, nach dem Krieg, da hatte man sich eben einschränken müssen, ja, da war man gezwungen gewesen, oft das Nötigste zu entbehren. Aber vorher? Nein, sie hatte ein gutes Leben gehabt. Sie hatte gemalt, Bilderchen, einen märkischen See und rote Kiefern davor. „Wie Leistikow", sagten die Tanten. „Sie hatte auch einmal ein Bild verkauft für fünfhundert Mark. Ach ja, fünfhundert Mark. Es war ein schönes Leben gewesen, und dann die jungen Jahre, die Malreisen mit dem alten Professor, für den man geschwärmt hatte, zusammen mit den anderen jungen Mädchen. Etwas Klavier gespielt hatte sie auch."

„Ja", sagte die Schwester, „aber merkwürdig, seit diesen sechs Jahren war Anne nicht mehr so wie früher, es war als ob Mutter sie angesteckt hätte, sie ging immer so ganz wie verloren durch die Zimmer, als ob sie etwas suche, und sie ist immer so still gewesen und hat immer so traurig vor sich hingeschaut." Die Tür fiel ins Schloß, die Tanten und Freundinnen gingen schwatzend die Treppe [illegible] trat in das Zimmer, in dem die Tote gewohnt hatte, das Bett war sorgfältig geglättet. Auf der einfachen Kommodendecke lagen einige Bücher, daneben ein Körbchen mit Nähsachen, dann in einer Ecke, halb an die Wand gelehnt, die Bilder. Da lehnte noch eine Leinwand in der Ecke, die Schwester hob sie empor und ließ sie fast erschrocken fallen. Eine Lohe schlug ihr entgegen. Dunkles sehnsuchtsvolles Grün und eine Flamme, die aufbrannte und über den Rand der Leinwand zuckend schlug. Zu Füßen ein Gewirr von Menschengliedern, von Geiser und Blumengerank. Aber das verschwand, sprach gar nicht mit, die Flamme züngelte hoch, und es war, als ob der kleine Raum ganz erfüllt sei von Sehnsucht und brünstigen Wünschen und Geschrei.

Die Schwester war ganz erstarrt, da erkannte sie, mit dem Pinsel hingeschmiert in das Gewirr der Dinge Buchstaben. Darun er ein Datum, wenige Wochen zurück. Sie wußte nicht, daß Anne noch gemalt hatte in letzter Zeit, während sie täglich auf einem Kontor arbeitete. Da hing die Palette am gewohnten Platz, die Farben waren kaum trocken, jedes Häufchen so sorgfältig neben das andere gesetzt, die Schwester befühlte sie mit dem Finger, sie waren noch weich, wie ordentlich Anne immer gewesen war! Dann entzifferte sie mühselig die Schrift. Ihre Augen wurden blöde, ihr Profil böse und ganz scharf. „Wo bist du Leben", las sie mühselig.

Ach, daß doch die Menschen so genau wissen, wer, wie und was wir waren! — —

Auf dem Wege der Naturentdeckung

Man bedenke: Als Winkelmann, der größte Kunstkenner der Goethe- und Schillerzeit, auf der Reise in das Land seiner klassischen Sehnsucht über die Alpen fuhr, da zog er die Gardinen vor die Fenster seiner Postkutsche: Die „abscheuliche" Alpenlandschaft sollte seinem Auge nicht wehe tun! Er empfand noch ganz wie der mittelalterliche Geschichtsschreiber, der Heinrich IV. Gang nach Canossa deshalb so schrecklich fand, weil er hindurch mußte durch das „furchterregende und Grauenhafte" der „unermeßlich hohen Berge".

Da war Salomon Geßner, der Züricher Dichter, Maler und Radierer, einer der ehesten, dem die Augen aufgingen für jene uns heute so selbstverständlich „schönste" aller Landschaften Europas. Es scheint sicher nicht als Zufall, daß es der Enkel jenes Konrad Geßner war, der zweihundert Jahre zuvor als einer der ersten den Pilatus bestiegen hatte, und zwar trotz des strikten Verbotes vom Luzerner Rat (alldieweil und sintemalen der böse Bergeist den kühnen Wanderer in den Abgrund stoße). Dieser Konrad Geßner hatte es gewagt, im Wonnegefühl der durch das Bergsteigen gestählten Kraft erstmals das Lob der Alpenkirnen zu besingen: „Welchen Genuß gewährt es, die ungeheuren Bergmassen zu betrachten und das Haupt in die Wolken zu erheben. Wie stimmt es zur Andacht, wenn man umringt ist von den Schneedomen, die der große Weltbaumeister an dem einen langen Schöpfungstag geschaffen hat! Wie leer ist doch das Leben, wie niedrig das Sterben derer, die auf dem Erdboden umherkriechen, nur um zu erwerben und spießbürgerlich zu genießen! Ihnen bleibt das irdische Paradies verschlossen!"

Für seinen Enkel kam nur noch der Kulturüberdruß des sterbenden Rokoko hinzu. Man bekam den Salon, die Stadt, den Park mit den beschnittenen Taxusbäumen und Teppichbeeten satt, alles, wodurch der Mensch sich selber fern der „wilden" Natur wähnte einen versicherten Lebensbereich schaffen zu können: „Ach, Natur! Natur! Wie schön bist du in unschuldiger Schönheit, so dich die Kunst unzufriedener Menschen nicht verunstaltet!" rief Geßner 1756 aus und bekannte revolutionär: „Mir gefällt die ländliche Wiese und der verwilderte Hain. Je reiner Mannigfaltigkeit und Verwirrung hat die Natur noch geheimeren Regeln der Harmonie und Schönheit geordnet, die unsere Seele voll sanften Entzückens empfindet." Das Rokoko liebelte im Frühling; Geßner entdeckte die melancholische Schönheit des Herbstes: „Was für ein sanftes Entzücken fließt aus dir mir jetzt zu, herbstliche Gegend! Wie schmückt sich das sterbende Jahr! Gelb stehen die Weiden um die Teiche her. Ein rötliches Gemische zieht von dem Berg sich ins Tal von immergrünen Tannen und Fichten geflickt. Schon rauschet gesunkenes Laub unter des Wandelnden Füßen .... nur steht die rötliche Herbstzeitlose da, der einsame Bote des Winters." Seinem von der Erde aufblickenden Auge ging auch die Schönheit des Himmels auf: „Wie herrlich glänzet die Gegend! Wie hell schimmert das Blau des Himmels ..., sie fliehen, die Wolken!" Geßner entdeckte so die Zauber des Mondlichtes. Die Tageszeit des Rokoko war der Mittag gewesen, nun leitete Geßner die Goethezeit ein, deren Element der Morgentau ist und das Dämmer des Abends.

Gewiß, Geßner konnte ihrer noch nicht ganz inne werden. Er liebte die Wahrheit zu sehr, als daß er sich der Natur seiner Heimat ungetrübt hätte erfreuen können. Sah er doch, wie gerade das naturrauhe Menschentum der Berge, die „unschuldigen" Schweizer Bauern, in der Fron des Adels und der Städte längst auch moralisch verkommen waren, vom Schuften zum „Schuften" geworden. Seufzend wandte er sich deshalb von dieser Mitte ab und erträumte sich jenseits seiner realen Heimat „eine unverdorbene Natur in aller ihrer Schönheit", rein ideale, selige Gefilde naturhaft frommer Menschen. Und das verhing ihm, je länger, je mehr, den Blick Sein scharf blickendes, formfrohes Auge, mit der er einst auf der Schulbank schon Wachsfiguren [illegible] Idylle in die Welt hinein. Das nahm denn auch seinem Wort den Erdgeruch; „leicht, sanft und süß", eignete es sich vorzüglich zur Uebersetzung. Die 23 Naturbilder seiner „Idyllen" wurden in alle lebenden Schriftsprachen übertragen. Kaum war je ein deutscher Dichter in Frankreich so beliebt, wie dieser Vorläufer Rousseaus.

Dr. Karl Bergmann.

Feinschmecker

Das Leben stellt an uns gewaltige Ansprüche aber wir dürfen wohl das Recht für uns nehmen auch von dem Leben zu fordern. Wobei wir beachten müssen, daß Unverschämtheiten sich immer zum Nachteil des Unverschämten rächen. Nüchternes Empfinden wird uns jedoch in allen Dingen Maß halten lassen und auch den Forderungen unseres Geschmacks gewisse Schranken setzen. Wir lieben es, die auf uns eindringenden Einflüsse unserem Geschmack mundgerecht zu modellieren. Allerdings lassen wir uns häufig zur Selbsttäuschung hinreißen, bereiten eine Speise, die wohl fein schmeckt, aber keinen Gehalt hat und uns hungrig läßt. Ein Gedicht, das durch klangschöne und in flüssige Form gekleidete Worte zu uns spricht, kann uns innerlich nicht sättigen, wenn ihm der würzige Gehalt fehlt, und ein Gemälde kann nur befriedigen, wenn es nicht bloß durch schöne Farbenzusammenstellung auffällt, sondern wenn es zu uns spricht, unser Denken und unser Gefühl anregt zum Erleben.

Uns werden an jedem Tage viele Speisen vorgesetzt. Wieviel davon entspricht unserem Geschmack und wieviel davon ist wirklich wertvoll? Es gibt Menschen, die scheinen an allem etwas auszusetzen zu haben, die verachten die Zigarre, die verweigern den Weingenuß. Damit ist nicht bewiesen, daß sie beide überhaupt ablehnen. Ihr Feingeschmack ist nur zu gut entwickelt, daß sie Alltagskram zurückweisen und nur wirklich Gutes genießen, auch wenn es Tabak oder Wein ist. Lebensmüde Menschen werden oft als Pessimisten betrachtet. Man könnte auch das Gegenteil gelten lassen und sagen, sie haben einen so fein ausgeprägten Geschmack, daß ihnen das Leben entweder zu würzelos oder zu übersalzen schmeckt.

Man spricht von Geschmacksverirrungen. Auch die gibt es und wird es immer geben. Aber gerade sie sollten uns ein Anstoß sein, unseren eigenen Geschmack zu prüfen und mehr und mehr zum Feingeschmack auszubilden. Natürlich muß auch hier bedacht werden, daß die Menschen und die Geschmäcker verschieden sind.

Unter der Brücke

Unter der Brücke, die aus der Stadt nach dem Bad Br., einem beliebten Ausflugsziel, führt, sitzt ein Leierkastenmann. Er trägt einen zerschlissenen Rock und eine uralte Hose; aus den Schuhspitzen schauen die nicht ganz sauberen Zehen hervor. Der Leierkasten gibt die sozusagen uralte Weise zum besten: „Heut' geh' ich zu der Frieda".

Unter der Brücke ist auch ein Hund. Der ist von einem außerordentlich kühnen Radfahrer angefahren worden, hat ein Bein gebrochen und liegt jetzt hier und winselt. Wenn die Leierkastenmusik aufhört, winselt er weniger. Wenn sie wieder einsetzt, winselt er wieder mehr.

Unter der Brücke ist auch ein kleines Mädchen, höchstens drei Jahre alt. Das streichelt den Hund und singt ihm die Melodien ins Ohr, die der Leierkasten von sich gibt.

Unter der Brücke bin auch ich. Mich rührt das Unglück des Hundes; mich rührt die Zärtlichkeit des kleinen Mädchens; aber das Gewinsel des Leierkastens regt mich auf. Schon will ich den Besitzer des Martergerätes bitten, das gräßliche Geduldel einzustellen, — da dröhnt es über mir; schnell kommt der Lärm näher; ein Zug fährt über die Brücke. Hätte ich jetzt was gesagt — kein Mensch (und auch kein Hund) würde auf meine Worte geachtet haben; denn wie kann man achten auf etwas, das man über — in diesem Fall richtiger: unter — größerem Lärm nicht hört?

Alle Menschen (und alle Tiere) leben unter der Brücke, die das Leben mit dem Tode verbindet; wir sind arm und leiden; das Schicksal hat uns angefahren, hat uns verletzt; über uns weg fährt der Zug des Schicksals — und unser Klagen und unser Schimpfen wird erstickt. —itz.

Bunte Zeitung

Drei Monate Gefängnis wegen einer Gans.

Auf drei Monate muß ein Einwohner von Fürth i. O. wegen einer Gans ins Gefängnis. Vor der Kleinen Strafkammer in Darmstadt war er in Berufungsverhandlung angeklagt, das Federvieh gestohlen und geschlachtet und nachher nach Weinheim verkauft zu haben. Er machte geltend, daß er die Gans gar nicht gestohlen habe. Sie sei vielmehr allein auf seinen Hof gelaufen und da habe sein Hund das ihm fremde Tier gebissen. Er, der Angeklagte, habe die schwerverwundete Gans dann abgeschlachtet, da man ja ein so scheußlich verletztes Tier nicht leiden lassen könne. Er könne also nur wegen Unterschlagung verurteilt werden. Die Berufungsinstanz hielt die Erzählung von dem Hundebiß für ein Märchen und verhieß es bei den drei Monaten Gefängnis, die die Vorinstanz dem Angeklagten „aufgebrummt" hatte.

Der Dank für einen Korb.

Als Mister Jeremias Bentbley noch ein junger Mann war, dachte er auch daran, sich zu verheiraten, und er machte im Laufe von zehn Jahren acht jungen Damen einen Antrag. Doch, wie das so geht, er bekam ebenso oft einen Korb, obwohl er reich und nicht häßlich war. Später ist er anscheinend zu der Ansicht gekommen, daß es besser sei, nicht zu heiraten; denn als er starb und ein beträchtliches Vermögen hinterließ, mußte dieses laut Testament in neun Teile geteilt werden. Jede der inzwischen auch ins graue Alter gekommenen Damen erhielt einen Anteil, weil sie ihm damals einen Korb gegeben haben, den Rest bekam sein Kammerdiener mit der Begründung „weil er ihm Jahre hindurch jeden weiblichen Besucher vom Halse gehalten hatte."

Das Gute genießen

Wer dem Leben die besten Seiten abgewinnen will, muß verstehen lernen, die Stunden zu erleben, daß er einen Genuß davon hat. Das heißt, es müßte mehr Menschen geben, die das Gute in ihrem Leben genießen. Doch meist ist es umgekehrt: es werden nur die Stunden empfunden, die Unangenehmes bringen und Grund zum Klagen geben, während man an dem Guten achtlos vorbeigegangen ist. Statt mit frischen Kräften aufzustehen und seinen Berufsgeschäften nachzugehen, seufzt man nur über deren Last, über das Unangenehme. Es sind gewiß nur wenige, die ihr eigenes Heim — und sei es das bescheidenste Stübchen — so recht genießen, die einen Blumenstrauß so recht mit Lust betrachten. Wem kommt zum frohen Bewußtsein, wieviel Anregung er empfängt durch Bücher, Briefe, Besuche von Freunden, überhaupt durch alle Beziehungen, zu lieben Menschen, die wohl niemand ganz entbehren muß? Man nimmt das alles — und noch viel mehr — nur „so mit", ohne zu überlegen, wie man dadurch bereichert wird.

Kommt es im Leben aber einmal anders, werden wir vereinsamt, krank, haben nichts, was den Geist ablenken könnte vom Alltag, dann hebt das Klagen an: „O wie schön war es damals, als die Frau, Vater oder Mutter noch lebten, als Kinder noch daheim oder beisammen waren!" — Und als es so war, ach, da hat man es wenig beachtet und geschätzt, hat sich im Gegenteil das Leben oft recht unnötig schwer gemacht! „O, wie wollte ich jetzt den Wald genießen", sagt ein Kranker, „früher beachtete ich ihn gar nicht, wie schön er sei, und nun, da mir das Verständnis für meine Torheit wird, ist es zu spät."

So drehen sich die Klagen der Menschen immer um das, was sie im Uebermut der Jugend und Kraft nicht als Genuß geachtet haben, immer darum, daß sie dem falschen Genuß nachgegangen sind, dem Taumel der Stunden, dem Rausch der Zeit. Erst wenn die Zeit zum Abschied von der Welt drängt, kommt die Erkenntnis des rechten Genießens, und wohl dem, dem dann noch Tage restlosen Glücks im Genuß verbleiben.

Großreinemachen

Vom Eise befreit sind Ströme und Bäche
Und der Winter in seiner Schwäche
Zog sich in rauhe Berge zurück.

Noch im vorigen Jahre hätte Faust um die Osterzeit so sprechen können; diesmal haben wir den Winter kaum zu spüren bekommen und mußten schon nach St. Moritz und in die Höhenlagen hinauffahren, um eine Nase voll Schnee zu sehen. Die klimatischen Verhältnisse auf unserem Erdball scheinen sich völlig verkehrt zu haben; während bei uns in Deutschland in diesem Winter unterhalb der Seidenstrumpf vollauf genügte und der Pelz nur der Mode wegen um die Schultern drapiert wurde, sintemalen Schnee und Unwetter ausblieben, melden Kalifornien, das warme Frankreich und das Sonnenland Italien bis in die neueste Zeit Schneestürme, Unwetter und Ueberschwemmungen. So bleibt diesem deutschen Frühling das Großreinemachen in der Natur erspart und diese Tätigkeit beschränkt sich auf die Haushaltungen.

Die Hausfrauen sind seit kurzem — wenngleich das Osterfest diesmal erst spät winkt — eifrig bei der Arbeit, die Winter- und Sommersachen, das Bettzeug und was sonst nach Sonne schreit, an die Luft zu hängen und überall, auf Balkoneinen, Balkonen, Logen und Veranden hängen die Sachen wie zum Ausverkauf. Nicht immer das Modernste, aber immer ein sichtbarer Beweis, daß unsere Frauen nichts anzuziehen haben. In den Schneiderstuben hebt ein eifriges Auftrennen und Umschneidern an; aus Altem wird Neues gemacht und der Mode dabei Tribut gezahlt. Der Herr des Hauses irrt heimatlos durch die Räume und wenn er es wagt, sich auf eine der Sitzgelegenheiten niederzulassen, hebt er vorsichtig die Rockschöße beiseite, ist es ihm doch früher begegnet, daß er ins Büro ein ansehnliches Quantum Schmierseife auf seinen Rockschößen mitnahm. In den Drogerien dominiert als hauptsächliches Verkaufsobjekt nicht der Lippenstift, sondern es sind die Hauptputzmittel vielerlei Art, die verlangt werden.

Auch in pekuniärer Hinsicht ist ein Großreinemachen im Gange. Zwischen den Eheleuten wird um die nötigen Anschaffungen für Frühling und Sommer geseilscht und gestritten, und der gebeutelte Ehemann wird in seinem Opfermut nur durch die Ueberlegung beschränkt, daß in den nächsten Monaten schon wieder die Ausgaben für eine Sommerreise, Ferienausgaben der Kinder usw. bevorstehen.

„Hörst du die Maid nach einem Kleide weinen?
Und diese Kinder, Mann, es sind die deinen!
Mann, gib mir Geld!"